

# Abschied

Autor(en): **Hesse, Hermann**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [12]

PDF erstellt am: **21.09.2024**

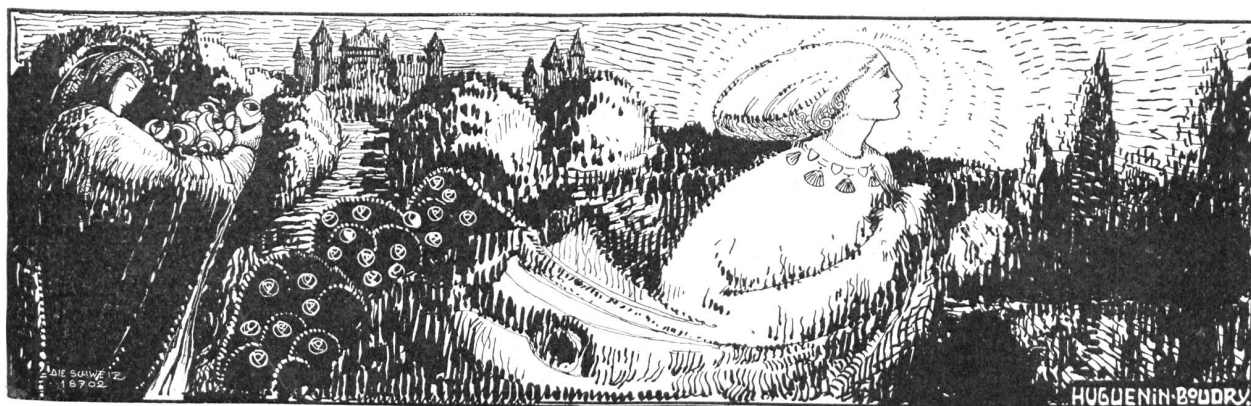
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587625>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Das reiche Mädchen

An meinem Garten geht einer  
Vorüber im Mondenschein,  
Der wandert wohl ohne Heimat  
Und wandert zur Nacht allein.

Ich habe Hof und Herde,  
Bergwald und Wiefental  
Und hab viel reiche Freier  
Und auf die Stunde mein Mahl

Und Schmuck in Truhn und Schreinen  
Und Sippen stolz und schwer —  
Und möcht doch einsam wandern  
Und heimatlos wie der . . .

Victor Hardung, St. Gallen.

## Abschied.

Von Hermann Hesse, Bern.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Vor kurzer Zeit erschloß sich ein dreißigjähriger Gutsbesitzer in meiner Nachbarschaft. Das merkwürdige Schreiben, in welchem er Abschied nahm und seinen Entschluß zu erklären versuchte, kam durch den mir befreundeten Arzt in meine Hände. Vielleicht ist es von den meisten ähnlichen Dokumenten genügend verschieden, um der Mitteilung wert zu sein. Es lautet:

Wenn ein Mensch ganz besondere Leidenschaft für irgend einen Sport zeigt, ohne doch das geringste Geschick dazu zu haben, so findet man ihn mit Recht lächerlich. Ueber einen Halbblinden, der sich mit Scheibenschießen abgibt, und über einen Stotterer, der gerne Tischreden hält, kann man nur lachen. Es gibt solche Leute. Sie sind durchaus überflüssig und wahrscheinlich meistens unglücklich; dennoch lacht der halbblinde Schütze, wenn er den Stotterer reden hört, und umgekehrt. Ich weiß es, weil ich selber zu dieser Sorte von Menschen gehöre.

Ich wäre nämlich um mein Leben gern ein Denker. Mit nichts habe ich mich zu jeder Zeit so viel und eifrig abgegeben wie mit Grübeln und Denken, und doch weiß ich genau, daß ich ganz un-

begabt bin und es nie zu einem nemenswerten eigenen Gedanken bringen werde. Mein einziger Fund ist der, daß es mit der sittlichen Weltordnung nicht richtig sein kann. Dem wozu wurde dieses Begehren nach Erkenntnis in mich gelegt, wenn mir die Erfüllung versagt ist? Eine Kage kann klettern und ist damit zufrieden. Ein Vogel kann fliegen und ist damit zufrieden. Ich aber bin mit dem, was mir von Natur leicht fällt, nicht zufrieden und strebe nach etwas, was zu erreichen meiner Natur unmöglich ist.

Jedermann hat ein gewisses Interesse an philosophischen Fragen, das zur Bildung gehört. Er erstaunt vielleicht manchmal darüber, wie wenig man weiß. Aber er hat nicht das Gefühl, ohne Wissen nicht leben zu können, und er verzweifelt nicht am Leben, weil er es nicht theoretisch rechtfertigen kann. Ich aber habe dieses Gefühl, und ich habe diese Verzweiflung.

Natürlich habe ich viel gelesen. Ich weiß, daß es keine allgemein gültige Wahrheit gibt. Ich weiß, daß jedes System nur eine Form ist und daß eine Weltanschauung nicht das Resultat einer Forschungsgabe,

sondern mehr das Werk eines Kombinations- und künstlerischen Talentes ist. Und eben das fehlt mir. Ich kann irgend eine Lehre studieren und alles einzelne in ihr verstehen und billigen, aber diese Lehre im ganzen als Trost und Wahrheit hinnehmen — das kann ich nicht. Noch viel weniger aber könnte ich mir selber eine Lehre aufbauen. Jede Lehre hat zum Mittelpunkt den Lehrer — einen Menschen, der Mut, Pathos und Selbstvertrauen genug besaß, sich selbst als Zentrum der Welt zu setzen und von da aus Sinn und Ordnung in die Vielheit der Erscheinungen zu bringen. Das gilt von jedem System. Der Pessimist hat ebensoviel Künstlerfreude am Gebäude seiner Lehre wie jeder andere Welterklärer, der Atheist kann genau so fromm und so fanatisch sein wie der ergebenste Gottesdiener.

Ich wollte noch manches sagen, aber schon jetzt bei den ersten Zeilen merke ich, daß ich lauter Selbstverständlichkeiten niederschreibe. Nach fünfzehnjährigem Nachdenken bringe ich keinen Satz zusammen, der nicht im Vorwort jeder Propädeutik für Schüler stehen könnte. Ich glaube Schopenhauer gut zu kennen, Spinoza annähernd verstanden zu haben und finde nicht ein einziges originales, überzeugendes Wort für meinen geistigen Zustand, für meine Zweifel und meine Verzweiflung.

Einerlei. Wenn einer sich selber porträtieren will, ist es dasselbe, ob er seine Lebensphilosophie darlegt oder eine Anekdote erzählt. Taugt er etwas, so spürt man es, und ist er minderwertig, so kann er es mit allen Künsten nicht verbergen. Das ist mein Fall. Also gehe ich zu den Anekdoten über. Ich könnte ebensowohl verzichten und die Feder weglegen. Aber das Gefühl, daß meine Person und mein Leben, die mir einstmals so ungemein wichtig erschienen, tatsächlich wertlos und sinnlos sind, beschäftigt mich noch allzu stark. Wenn einem Bauern sein Hof abbrennt, wird er oft geradezu geschwächigt, so sehr erfüllt ihn sein Unglück und die Erinnerung an das, was er einst besaß und was ihm nun zehnmal wertvoller und schöner erscheint als es war.

Ich sagte schon, daß ich weiß, wie lächerlich ich bin. Vielleicht ist das Lächerlichste noch, daß ich jetzt das Bedürfnis fühle, mein Leben zu erklären, das doch an meinem Unvermögen, das Leben überhaupt zu erklären, scheitert.

Jetzt also meine Anekdote.

In meinen Knabenjahren, ehe meine ungerechtfertigte Grübelsucht entwickelt war, hatte ich eine nicht minder starke Leidenschaft. Das war meine Liebe zur Musik.

Eine etwas ältere Schwester von mir, die seither gestorben ist, spielte zuweilen Klavier. Ich kann nicht sagen, ob sie gut gespielt hat. Aber ich weiß noch genau, mit welcher fast peinigenden Wollust ich vom Nebenzimmer aus zuhörte, wenn sie abends spielte. Damals schien mir Musik das Herrlichste, was es geben konnte. Beim Anhören jenes Spiels empfand ich ein gesteigertes Leben, heroische Entschlüsse und großzügige Zukunftspläne stiegen in mir auf, während ich sonst auch innerlich schüchtern und wenig begehrlisch war.

Jedesmal, wenn ich Musik hörte, hatte ich die Empfindung, ich schaue durch ein plötzlich geöffnetes Tor in ein wunderbares Land, wo Wiesen und Wälder viel üppiger, satter, grüner, Wolken und Lüfte weicher, farbiger und beglückender wären, als man sie alltäglich sieht.

Ich weiß nicht mehr, ob ich auf das Gefühl, ich sei ein Fremdling im Leben, damals nicht sogar einen jugendlich schwermütigen Stolz hatte. Ich weiß nur, daß dies Gefühl mir ebenso teuer wie schmerzlich war und daß ich nie daran dachte, dies Fremdingesgefühl könnte eine Krankheit, könnte etwas Minderwertiges und im Grunde Schmachliches sein. Auf diesen Gedanken kam ich erst viel später, erst in den letzten Jahren, und seither ist er mir immer vertrauter und schließlich selbstverständlich geworden. Wer ein Fremdling auf Erden ist, hat einen Fehler im Organismus. Und wie ein gesundes Land und Volk und Haus sich überheblicher und unzufriedener Gäste zu entledigen sucht, so entledigt sich die Erde derer, die sich besser als sie dünken und ein Heimwehleben in Traumländern führen zu können meinen.

Also in meinen Knabenjahren schien die Musik mir das Tor, durch das ich der mißliebigen Realität der alltäglichen Dinge entinnen und in ein Jenseits entfliehen konnte, wo ich die Lebensbedingungen für meine sonderlinghafte Natur zu finden dachte. Ich wußte nicht, daß es für Schwerkrante keine Lebensbedingungen gibt.

Ich sehe ein, daß das keine Erzählung ist, am wenigsten eine Anekdote. Um denn das Anekdotische kurz zu melden: mit zwölf Jahren setzte ich es durch, daß ich Musikunterricht bekam. Ich wollte durchaus Violine spielen, also ließ mein Vater einen Violinlehrer kommen. Nach einem halben Jahr, in dem ich mich bis aufs Blut abgequält hatte, gab der Lehrer den Unterricht als hoffnungslos auf. Wenn ich ihn vorspielen hörte, zitterte ich vor Ungeduld, es auch so weit zu bringen, und in meine Geige war ich ganz verliebt, aber zum Spielen fehlte mir alles,

ich brachte es nicht einmal dazu, einigermaßen den Takt einhalten zu lernen.

Es folgte eine trübe Pause und dann ein neuer, verzweifelter Versuch mit dem Klavier, der natürlich ebenso trostlos endete. Damals glaubte ich verzweifeln zu müssen und war nahe daran, wirklich zur Selbsterkenntnis zu kommen. Ein sehr freundlicher Pfarrer, der mich zur Konfirmation vorbereitete, brachte mich dann auf andere Gedanken. Ich war eine Weile fast abergläubisch fromm, fand aber mit der Zeit gerade in meiner vielen religiösen Lektüre die ersten Verlockungen der Philosophie.

Das ist nun gegen fünfzehn Jahre her. Und jetzt bin ich endlich mit der Philosophie so weit, wie ich damals mit dem Klavier und mit der Geige war. Beruf und Fachstudien, Versuche auf den Gebieten der Freundschaft und Frauenliebe, Reisen und andere Mlotria hatten zur Folge, daß ich zu dieser zweiten Erkenntnis meiner Fremdlingschaft erst nach so langer Zeit gekommen bin.

Seit mein Tod beschlossen ist, hat die erdrückende Bangigkeit der letzten Monate mich ein wenig losgelassen. Fröhlich bin ich nicht, ich bin weit eher traurig, aber das ist ein Traurigsein ohne Verzweiflung und innere Unruhe. Ich bin traurig, weil ich inmitten so vieler lebensfähiger Menschen als ein Lebensunfähiger stehe. Aber so schön es wäre, zu leben, es kann nicht sein, und darin liegt Gewißheit,

Ruhe, Trost. Mancher möchte gar zu gerne fliegen können, doch leidet er von diesem Begehren nur so lange Qualen, als er noch an irgend eine Möglichkeit des Gelingens glaubt, und wäre es nur der Glaube eines Fliegertraumes. Sobald er die völlige Ueberzeugung hat, daß er nie werde fliegen können, wird er zwar traurig sein, aber er wird ohne viele Qualen verzichten.

Wenn ich jetzt andere Menschen sorglos und seelenruhig drauflos leben sehe, betrachte ich sie mit demselben bewundernden Neid wie damals meinen Violinlehrer, der auf seinen vier Saiten alles Schöne rein und sicher herunterspielte, während ich mit tausend Anstrengungen keinen sauberen Strich herausbrachte.

Wieviel Virtuosität überall! Wie klingt und lacht und lodert es allerwärts, das liebe Lied des Lebens! Jeder von meinen Tagelöhnern und jede von meinen Stallmägden spielt das Liedlein so fest und meisterhaft und denkt nicht daran, wieviel Klippen da sind, wieviel Takte zu zählen, wieviel Fehler zu vermeiden. Ihr Lied stimmt, ihr Takt ist in Ordnung, es geht alles wie von selber, es ist alles kinderleicht. Ein Narr, wer es schwierig finden und gar eine Kunst darin sehen wollte!

Es gibt jedoch solche Narren, und ich bin einer von ihnen, und um das zu erkennen, habe ich dreißig Jahre gebraucht . . .

## Der erschlagene Senn.

Alle Rechte vorbehalten.  
Nachdruck verboten.

Eine Geschichte aus dem Bauernleben von Oskar G. Baumgartner, St. Gallen.

Zwischen dem Oberdorf und dem Dorf an der Kostnitzerstraße rechter Hand, wenn man das Land herauf kam, stand ein bescheidenes Bauernhaus. Wie es sich da in der Mitte zwischen den reichen Dörflern und den ärmeren Oberdörflern bescheiden, aber ansehnlich behauptete, so in der Mitte zwischen Reichtum und Mangel — doch diesem näher — stand seine Bauart. Zwar der Kranz am Dachschirm war verziert mit säuberlich ausgefügten Holzornamenten, und der Anstrich, den ihm der Bauer vor etlichen Jahren selbst gegeben, breitete noch einen freundlichen mattweißen Schimmer über das Ganze. Aber die hölzerne Freitreppe, die von der Straße aus, an der Hauswand hängend, in die Küche hinaufführte, war gleich einer alten Rührhose voller Flicker. Denn der kurze Dachschirm schützte sie nur wenig vor Wind und Wetter. Und so freundlich auch die drei blattgeputzten Scheiben auf die Straße blinzelten, es waren doch nur ihrer drei, und sie stießen sich noch fast mit den Rahmen an, so wenig Platz hatte ihnen der Zimmermann gegönnt.

Auch die im Hause wohnten, lebten ihr Dasein zwischen Behagen und Armut hin. Man liebte sie nicht sonderlich im Dorfe; denn sie galten als hoch-

mütige Leute: der alte Krench und seine langen Buben. Auch die beiden Töchter trugen die Nase hoch. Gingen sie doch ab und zu in die Stadt nähen und brachten einen schönen Bagen Geld heim. Sie brauchten sich aus den Burschen im Dorf nichts zu machen. Den alten gichtischen Krench aber ritt der Geiz, und er saß Tag und Nacht auf der eisernen Truhe, darin sich Bagen auf Bagen häufte. Seit Menschendenken ward er nie in der Kirche gesehen oder gar in der Schenke, seit Jahren hatte er die Stube nicht mehr verlassen, indes sein Weiblein zuweilen mit steifem Getrippel über die Straße zum Brunnen lief, Wasser zu holen. Die Krenchen hatten sich beide auf ihrem Steinackerlein zu Krüppeln gearbeitet. Dafür freilich trug es jetzt auch manns- hoch Weizen, fast wie der Langacker des reichen Bettlers Lang, und die ehemals mageren Wiesen gaben ein mittleres Gras dreimal im Jahr. Die Gesichtlein der beiden Alten aber glichen einander wie zwei schlecht gepflügte Ackerlein, nur daß mitunter über der Krenchin Antlitz etwas wie ein Sonnenschein lief, so warm und freundlich. Alte Leute wußten zu erzählen, die Krenchin sei einst in ihrer Jugend ein lustiges flinkes Hexlein gewesen, dem keiner zu schnell und gut tanzte,